

Dara Horn

Von der Liebe zu toten Juden

Ansichten einer
gestörten Gegenwart

Aus dem Englischen übersetzt von
Joël Ben-Yehoshua und Ronja Bußmann

HENTRICH
& HENTRICH

Deutsche Erstausgabe

Titel der Originalausgabe: People Love Dead Jews. Reports from a
Haunted Present

Originalausgabe: W. W. Norton & Company, 2021

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte Daten sind im
Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

© 2021 Dara Horn

© der deutschen Ausgabe 2026

Hentrich & Hentrich Verlag Berlin Leipzig

Inh. Dr. Nora Pester

Capa-Haus

Jahnallee 61

04177 Leipzig

info@hentrichhentrich.de

www.hentrichhentrich.de

Lektorat: Malte Gerken

Gestaltung: Gudrun Hommers

Druck: Winterwork Borsdorf

1. Auflage 2026

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

ISBN 978-3-95565-784-0

Inhalt

Einleitung. Gespenster der Gegenwart	7
Kapitel 1. Für uns gestorben	18
Kapitel 2. Erstarrte Juden	32
Kapitel 3. Tote amerikanische Juden, Teil 1	67
Kapitel 4. Coole und uncoole Juden	72
Kapitel 5. Fiktionale tote Juden	92
Kapitel 6. Legenden toter Juden	108
Kapitel 7. Tote amerikanische Juden, Teil 2	125
Kapitel 8. Gerechte und Gerettete	129
Kapitel 9. Erinnerungswüsten	190
Kapitel 10. Tote Juden ganz groß	206
Kapitel 11. Im Auto mit Shylock	217
Kapitel 12. Tote amerikanische Juden, Teil 3: Seite an Seite	234
Nachwort zur deutschen Ausgabe	259
Nachwort der Übersetzer:innen	269
Literaturverzeichnis	278

Einleitung

Gespenster der Gegenwart

Manchmal ist dein Körper für andere wie ein Geisterhaus. Sie sehen dich an und sehen nichts als Tote.

Das erste Mal wurde mir das klar bei einem völlig banalen Ereignis, einem schulischen Quiz-Wettbewerb in Nashville, Tennessee, an dem ich mit siebzehn Jahren teilnahm. Als einziges Mädchen von meiner High School in New Jersey teilte ich mir ein Hotelzimmer mit zwei Mädchen aus Mississippi. Wir waren Fremde und Konkurrentinnen, aber wir taten so, als wären wir Freundinnen. Einmal blieben wir nachts lange wach und redeten über die Lieblings-Fernsehserien unserer Kindheit und darüber, wie jede von uns geglaubt hatte, Mr. Rogers spreche sie persönlich durch den Bildschirm an. Wir lachten gemeinsam, bis ein Mädchen sagte: „Es ist wie mit Jesus. Er kannte meinen Namen nicht, als er am Kreuz starb, aber trotzdem weiß ich, dass er mich liebt. Und wenn er meinen Namen gekannt hätte, hätte er mich auch geliebt.“ Das andere Mädchen quietschte: „Ja, genau! Es ist wie bei Jesus!“ Voller messianischer Freude fiel der Blick der beiden dann auf mich.

Ich schwieg – ein sehr lautes Schweigen. Voller Unbehagen warteten die Mädchen, bis eine der beiden sich wagte, die Stille zu brechen: „Scheinbar sind die Leute oben im Norden nicht so religiös“, sagte sie zaghaft. „Wie oft gehst du in die Kirche?“

Wie der Zufall es wollte, war ich sehr religiös. Meine Familie ging mindestens einmal in der Woche in die Synagoge; meine

Eltern waren sehr aktiv in der Gemeinde und ich hatte die Aufgabe, jeden Samstagmorgen beim Kindergottesdienst aus der Tora vorzusingen, was zur Folge hatte, dass ich große Teile der fünf Bücher Mose im hebräischen Original auswendig kannte. Ich verbrachte jeden Sonntag vier Stunden mit dem Studium antiker jüdischer Texte im Rahmen eines Programms für Teenager an einem Rabbinatsseminar in New York, und jeden Dienstag und Donnerstag von 20 bis 22 Uhr lernte ich in einem Kurs für Erwachsene bei uns vor Ort Hebräisch. Die öffentliche Schule, die ich besuchte, hatte an Rosch Haschana und Jom Kippur geschlossen, aber meine Geschwister und ich gingen auch an Feiertagen wie Sukkot, Simchat Tora, Pessach und Schawuot nicht in die Schule. Ich las zum Vergnügen jüdische Philosophie und versuchte, mittelalterliche und moderne Argumente über das Wesen Gottes nachzuvollziehen. Meine Tage begann und endete ich oft im Stillen mit traditionellen hebräischen Gebeten.

All das verlangte von meiner Familie sehr viel gegenkulturellen Einsatz, Erziehung und Hingabe, was weit über bloßes „zur Kirche gehen“ hinausging. Aber ich spürte in dem Moment, dass all das – wobei „all das“ ein zentrales Element dessen, was ich bin, ausmachte – völlig egal war im Hinblick auf die Fragen, die die beiden Mädchen mir stellten. Ich murmelte etwas über eine Synagoge und versuchte, unser Gespräch zurück auf Mr. Rogers zu lenken. Jetzt aber starrten mich die Mädchen an, staunend vor Unglauben.

„Du“, stammelte eins der beiden Mädchen, „du – du bist blond!“

Das zweite Mädchen inspizierte mich und starrte mein Gesicht so an, dass ich mich fragte, ob ich Akne habe. „Und welche Farbe haben deine Augen?“

„Blau“, sagte ich.

Das erste Mädchen sagte: „Ich dachte Hitler hätte gesagt ihr wärt alle dunkel.“

Im Nachhinein fielen mir viele mögliche kluge Reaktionen auf diese Aussage ein, aber in dem Moment war ich nur perplex. Ich dachte an den Quiz-Buzzer, auf den ich die ganze Woche eingehämmert hatte, und wusste die richtige Antwort: „Hitler hat viel Scheiße gelabert.“

Nach einer gefühlt endlosen Pause sagte eines der Mädchen kleinlaut: „Vermutlich hast du schon irgendwie recht.“ *Schon irgendwie.* Die andere setzte noch einen drauf und wollte wissen, wie meine Augenfarbe dazu passt, dass ich „aus Nahost“ stamme. Aber ich war mit meiner Freundlichkeit am Ende – wenn freundlich sein heißt, mich für mein Gesicht zu rechtfertigen. Irritiert verließ ich den Raum.

Als ich an diesem Abend meine Mutter über ein Bezahltelefon des Hotels anrief, platzte es aus mir heraus: „Ich verstehe das nicht. Diese Mädchen haben es ins Bundesfinale geschafft. Die sind doch schlau! Und ihre Informationsquelle ist Hitler?“

Meine Mutter seufzte ein langes und trauriges Seufzen: „Ich weiß“, sagte sie einfach nur. „Ich weiß.“

Meine Mutter war damals so alt wie ich jetzt. Und jetzt weiß ich es auch.

Diese Mädchen waren nicht dumm, und sie hatten vermutlich nicht einmal böse Absichten. Aber in ihrer ganzen typischen gutgemeinten Erziehung haben sie immer nur dann etwas über Juden:Jüdinnen gelernt, wenn sie umgebracht wurden. Wie die meisten Menschen auf der Welt waren ihnen bislang nur tote Juden begegnet: Menschen, deren einzige Eigenschaft darin besteht, dass sie ermordet wurden, und deren Ermordung einen klaren Zweck hatte, nämlich *uns etwas zu lehren*. Juden waren Menschen, deren Aufgabe darin besteht, zu moralischen und erzieherischen Zwecken tot zu sein.

Erst Jahre später verstand ich, dass diese Mädchen nicht völlig unrecht damit hatten, mich anzusehen und nur an eine furcht-

einflößende Vergangenheit zu denken. Auch mich suchten diese Gespenster oft heim.

In meiner Kindheit ließ mich eine Frage nicht los, auf die das Judentum eine Antwort zu geben schien. Meine Frage betraf das Wesen der Zeit.

Ich war wie besessen von dem schwer fassbaren Problem, in einer ewigen und unentrinnbaren Gegenwart gefangen zu sein. Jede Nacht vor dem Einschlafen lag ich im Dunkeln und grübelte: *Dieser Tag ist vorüber und ist jetzt weg. Wo ist er hin?* Wäre ich eine Figur aus einem meiner Romane, würde ich dieser Figur einen Grund für diese ständige Sehnsucht geben. Aber ich bin kein fiktionaler Charakter. Damals besaß ich weder Worte noch eine Erklärung für diesen tief empfundenen Verlust, abgesehen davon, dass meine Mutter von einer langen Reihe Frauen abstammte, die alle jung gestorben sind, und dass ich ihre Trauer für ihre Mutter beobachtet und aufgesaugt hatte, ohne zu wissen, was ihr oder mir fehlte. Dass meine Trauer von sekundärer Natur war, verstärkte mein diffuses Gefühl, zu spät gekommen zu sein. Obwohl ich keinen Anlass zur Trauer hatte, fühlte ich mich, als fließe unter der unerbittlich heiteren Oberfläche ständig etwas aus meinem Leben ab. Als ich als Kind anfang zu schreiben, war mein Antrieb nicht etwa die Lust am Erfinden von Geschichten, sondern der Drang danach, die Zeit zum Stillstand zu bringen und die Tage vor dem Verschwinden zu bewahren. In Tagebüchern, die eher den Charakter journalistischer Notizbücher hatten, fertigte ich minutiöse Beschreibungen völlig belangloser Ereignisse an – zu keinem anderen Zweck als dem, sie auf Papier zu bannen. Es kam mir nicht in den Sinn, dass andere sich nicht mit diesem Problem beschäftigten. Es kam mir deswegen nicht in den Sinn, weil mir in der religiösen Praxis meiner Familie Menschen aus tausenden Jahren be-

gegneten, die meine Obsession mit diesem Problem teilten – und denen es in meiner kindlichen Wahrnehmung auch gelungen war, es zu lösen.

Eine der vielen identitätsstiftenden Legenden der Vereinigten Staaten ist, dass es egal ist, wer deine Eltern sind oder wer deren Eltern waren oder von wo du herkommst – wichtig ist, was du aus den Gelegenheiten, die dir dieses Land bietet, machst, und das nennen wir den American Dream. Die Tatsache, dass diese Legende zum größten Teil unwahr ist, bedeutet nicht, dass sie keine Macht hat: Legenden sind keine Berichte über die Realität, sondern Ausdruck der Werte und Hoffnungen einer Kultur. Auch im Judentum gibt es viele identitätsstiftende Legenden, und sie alle drücken das Gegenteil des American Dream aus. Der rabbinischen Tradition zufolge wurden nicht bloß unsere Vorfahren aus der ägyptischen Sklaverei befreit, sondern *wir selbst* wurden ganz persönlich von Gott befreit. Als Gott den Israeliten die Gesetze der Tora am Berg Sinai gab, so lehrt es diese Tradition, war nicht nur die gerade aus Ägypten befreite Generation anwesend, sondern auch all deren zukünftige Nachfahren – sowohl biologisch als auch geistig – standen gemeinsam mit ihnen am Sinai. In den USA betrachtet man die Zeit als eine gerade Linie, bei der nur die Zukunft zählt; im Judentum hat die Zeit eher die Form einer Spirale von Spiralen, ein verworrenes altes Telefonkabel, in dem die Zukunft die Gegenwart war, die eigentlich die Vergangenheit war.

Dieser fundamentale Unterschied zwischen den beiden Anteilen meiner Identität war weder abstrakt noch subtil, das war selbst für ein Kind offensichtlich. In der Schule sprachen meine Klassenkameraden und ich den Treueschwur auf die Flagge und strebten danach, in vollkommener Einheit die Zukunft Amerikas zu gestalten. Aber immer, wenn wir uns mit der Geschichte auseinandersetzten – Pilgerväter und Native Americans, Patrioten und Tories,

Yankees und Rebellen – dann gab es kein „wir“. Im Religionsunterricht in der jüdischen Gemeinde und in allen traditionellen Texten, die ich in der Synagoge oder zuhause las, begegnete mir das genaue Gegenteil. Nie versuchten wir die hebräische Bibel im historischen Kontext zu verstehen, schließlich waren wir selbst der historische Kontext. Sie war unsere Gegenwart, und im religiösen Alltag meiner Familie wurde sie entsprechend behandelt. Die Schöpfung der Welt wiederholte sich jede Woche am Schabbat beim Kiddusch, wenn wir die Abschnitte aus der hebräischen Bibel rezitierten, die davon handelten, dass Gott am siebten Tag ruhte, und lange, mittelalterliche hebräische Gedichte über die göttliche Schöpferkraft mehrstimmig sangen. An Pessach aßen wir die gleichen Matzen, die wir seit Jahrtausenden aßen, weil auch wir nicht die Zeit hatten, bei unserer Flucht aus der Sklaverei unseren Teig gären zu lassen. Jedes Neujahr hielt Abraham sein Messer von neuem an Isaaks Kehle und nahm damit unsere Zukunft als Geisel: Schicksal und freier Wille miteinander in einer Doppelhelix verwoben, und wir mittendrin.

Als ich mit neun Jahren das erste Mal nach Israel reiste, stellte ich erstaunt fest, dass es eine einfache Antwort auf meine Frage gab, wohin die Tage verschwanden: unter die Erde. Bei meinem ersten Besuch der Altstadt von Jerusalem stieg ich eine Treppe herab, die auf der Höhe der Straße begann. Ich konnte es kaum glauben, als ich mich am unteren Ende der Treppe auf den Pflastersteinen einer Straße aus der Römerzeit wiederfand, als wäre der Abstieg durch den Felsen eine Reise durch die Zeit gewesen. Die ganze Stadt war eine Art *Tel*, ein archäologischer Hügel, in der die Schichten vergangener Jahrhunderte aufeinandergestapelt waren, sodass manche sichtbar waren und andere verborgen blieben. Als ich älter wurde, stellte ich fest, dass auch Menschen solche Schichten haben – dass alle Menschen diese verschwundenen Tage in sich trugen,

auch wenn sie es nicht wussten. Es gab eine Alternative dazu, in der Gegenwart gefangen zu sein: ein tiefes Bewusstsein der Erinnerungen, die das Individuum und das Leben transzendieren. Ich versenkte mich mit Leib und Seele darin. Mein Hebräischstudium – die Sprache selbst hatte Schichten, von seichten Fernsehserien bis zu ihren biblischen Grundpfeilern – führten mich dazu, Jiddisch zu lernen, was wiederum zu einer Doktorarbeit in beidem führte, was sich dann in meinen Romanen niederschlug. Im Schreiben betrat ich einen Tunnel durch die Zeit, buddelte mich immer tiefer ein in eine Vergangenheit, die in Wirklichkeit die Gegenwart war, eine atmende Realität direkt unter der Oberfläche des Jetzt, bis ich irgendwann keine Angst mehr vor dem Einschlafen hatte.

Das war es, was Jüdischsein für mich bedeutete: ein Geschenk in einem Wunderland, das vor langer Zeit meiner Familie eine Zukunft sicherte. Aber langsam fing ich an zu verstehen, dass es für nichtjüdische Menschen und auch für viele jüdische Menschen mit weniger jüdischer Bildung etwas ganz anderes bedeutete. Jüdische Identität war, wie sich herausstellte, für viele ein Zustand des Nicht-Seins: Man war nicht christlich oder muslimisch oder was auch immer man eben war (in Großbritannien zum Beispiel identifizieren sich mehr Menschen als Jedis, denn als Juden), man wurde als fremd wahrgenommen, an den Rand gedrängt, oder war optimalerweise tot. Tausende Bücher und Filme und Fernsehserien und Vorlesungen und Kurse und Museen und verpflichtende Schulcurricula machten es unmissverständlich klar: Die beliebtesten Juden waren tote Juden.

Denn die meiste Zeit meines Erwachsenenlebens gab es für mich keinen Anlass, mich an die Szene im Hotel in Nashville zu erinnern. Ich hatte sie in irgendeiner mentalen Schublade in einer entlegenen Gehirnwindung abgelegt, in der gleichen mentalen Nische, in der ich auch die Schüler:Schülerinnen aus der angren-

zenden Stadt aufbewahrte, die das Fußballteam meiner Schule mit „Ins Gas mit euch!“ anfeuerte; oder der Student in meinem ersten Seminar als Dozentin an der Uni, der sich weigerte, einen hebräischen Roman von 1933 zu lesen, weil Hebräisch „rassistisch“ sei; oder das aufgelöste Schluchzen meiner Mitbewohnerin, die mich wissen ließ, dass ich in die Hölle kommen werde. (Ich tröstete sie damit, dass ich dort zumindest eine Menge Leute kennen würde.) All diese Vorfälle waren Kuriositäten, seltsam und ich konnte sogar darüber lachen. Für mich waren sie nicht normal, genauso wenig wie für alle meine Bekannten.

Mehr als fünfundzwanzig Jahre später sind sie immer noch nicht normal für mich, auch wenn sie mittlerweile für zu viele Menschen, die ich kenne, zur Normalität gehören. Aber in den letzten Jahren musste ich leider feststellen, dass all diese Kuriositäten durch ein tief unter der Oberfläche liegendes Geflecht miteinander verbunden waren, und dass scheinbar gut gemeinte kulturelle Angebote wie Holocaustmuseen, der westliche Literaturkanon und sorgsam restaurierte historische jüdische Orte in so fernen Ländern wie China Teile davon waren. Mir fiel eine bestimmte Art des Gaslightings, der systematischen Manipulation meiner Wahrnehmung bezüglich jüdischer Vergangenheit und Gegenwart auf, die ich vorher nie so wahrgenommen hatte, obwohl ich die ganze Zeit mit ihr konfrontiert gewesen war. Ich hatte das enorme öffentliche Interesse an vergangenem jüdischem Leid für ein Zeichen des Respekts gegenüber lebenden Juden:Jüdinnen gehalten. Ich irrte mich gewaltig.

Dabei hätte es mir vom Beginn meiner schriftstellerischen Karriere an klar sein können. Denn den meisten Beifall und eine Nominierung für einen wichtigen Preis erhielt ich nicht etwa für mein Buch über die historischen Stätten des Judentums in Spanien, sondern für das eine Buch, das ich über Vernichtungslager ge-

schrieben habe. Ich habe versucht, mich gegen diese Tatsache zu wehren, und das Publikum bei öffentlichen Vorträgen mehrfach gefragt, ob es die Namen von drei Todeslagern kannte, um dann weiter zu fragen, ob es drei Autoren nennen könne, die auf Jiddisch geschrieben haben – die Sprache, die über 80 Prozent derjenigen gesprochen haben, die in den Vernichtungslagern ermordet wurden. Wie kann es sein, dass sich die Leute so sehr dafür interessieren, wie Menschen gestorben sind, wenn sie sich so wenig dafür interessieren, wie sie gelebt haben? Zu Beginn machte ich mir keine Vorstellung davon, wie tiefschürfend diese Obsession mit toten Juden ist – und wie wichtig tote Juden für ein verbreitetes, uneingestandenes Kulturverständnis, wie wichtig tote Juden für das Selbstbild vieler Menschen sind. Derweil schleppte sich unser Jahrhundert voran und der öffentliche Diskurs über Israel wurde immer toxischer – weit über dem Niveau anderer politischer Kontroversen. Spätestens als sich auch der Diskurs über praktizierende Juden:Jüdinnen demselben Ton annäherte, begriff ich mehr und mehr, wie falsch der Zirkus um tote Juden war. Besonders schlimm war er, wenn er mit dick aufgetragener guter Absicht veranstaltet wurde. Ich suchte mir den ehrbarsten Umgang mit dieser Obsession: Ich vermied sie.

Als Schriftstellerin und Wissenschaftlerin mit dem Schwerpunkt jüdische Geschichte und Literatur war das eine Herausforderung, weil es darauf hinauslief, gerade diejenigen Themen zu umgehen, die meine Leser:innen und Studierenden am meisten interessierten. Dennoch habe ich es versucht. Ich schrieb Romane über jüdische Spion:innen während des amerikanischen Bürgerkriegs, über ein mittelalterliches jüdisches Archiv in Kairo, über sowjetisch-jiddische Surrealist:innen und über eine im antiken Jerusalem geborene Frau, der es nicht gelang, zu sterben: In meinen Seminaren und Vorlesungen an der Universität legte ich Schwer-

punkte auf die beispiellose Wiedergeburt der hebräischen Sprache, auf die sich entwickelnden Muster israelischer Prosa, darauf, wie moderne jiddische Poesie und modernes jiddisches Theater aus den traditionellen Kunstformen hervorgegangen waren und auf die komplexen innerreligiösen Debatten, die noch Generationen später die Werke säkularer Autor:innen prägten. Ich kämpfte darum, alles so selbstbestimmt wie möglich zu gestalten, stets darum bemüht, davon zu berichten, wie und für was Juden gelebt haben, statt davon, wie sie gestorben sind. Wie gegenüber den Mädchen in Nashville bestand ich darauf, dass das Judentum nicht notwendig dunkel ist.

Aber die Vergangenheit ließ die Gegenwart nicht ruhen. Ende 2018 gab es inmitten unserer vollkommenen amerikanischen Einheit ein Massaker. Es kam nicht aus dem Nichts. Das Einzige, worüber meine Leser:innen, Studierenden, Kolleg:innen und Verleger:innen in der Zeit danach mit mir sprechen wollten, waren tote Juden. Ich wurde zur Expertin für das neue literarische Genre „Gastbeitrag nach Attentaten auf Synagogen“ – ein Job, für den ich mich nicht beworben hatte, den ich aber aus der Sorge heraus annahm, jemand mit weniger Geschichtsbewusstsein als ich könnte darüber schreiben. Selbst abseits von Ereignissen, die Schlagzeilen machten, wurde ich wieder und wieder zu meiner Meinung über tote Juden befragt. Vermutlich hat man von mir erwartet, dass ich mich des Themas mit einer gewissen Pietät annehmen würde. Eine Haltung, die helfen würde, die Hoffnung zu finden, nach der die Leute so dürsteten. Schließlich war ich eine lebende Jüdin (eine Schriftstellerin, eine religiöse Person, sogar eine Hebraistin und Jiddischistin), also war ich offenbar mit allem ausgestattet, das man braucht, um etwas Schickliches und Inspirierendes zu sagen, etwas Trauriges und Schönes, bei dem es allen ganz wohl ums Herz würde.

Ich war nicht dazu in der Lage. Ich war zu wütend. Meine Kinder wuchsen in einem völlig anderen Amerika auf als ich: in einem Land, in dem der Kampf gegen den Irrsinn irgendwelcher Leute einen großen Teil der Gehirnkapazitäten in Beschlag nahm und in dem die Belästigung und das Gaslighting anderer – Begegnungen wie diejenigen, die ich in meiner mentalen Schublade begrub – nicht mehr die Ausnahme, sondern die Regel waren. Meine Bemühungen darum, eine Negation zu beweisen – dass das Judentum nicht dunkel sei –, waren gescheitert, überwältigt von der Realität, die darin bestand, einer lächerlich kleinen Minderheit anzugehören, die in der Vorstellung der anderen nichtsdestotrotz eine gigantische Rolle spielte.

Anstatt also diese Friedhofswelt, in der die Identität meiner Familie von den Meinungen und Projektionen anderer definiert und bestimmt wurde, zu vermeiden und zurückzuweisen, habe ich mich dazu entschieden, direkt in den verzerrten öffentlichen Spiegel zu sehen und zu berichten, was ich dort zu sehen bekomme: Ich will entschlüsseln, dokumentieren, beschreiben und artikulieren, wieso die unzähligen Formen der allgemeinen Obsession mit toten Juden:Jüdinnen mit der Würde des Menschen unvereinbar ist, selbst wenn sie noch so freundlich und zivilisiert daherkommt. Ich wünschte, ich hätte nicht das Bedürfnis, das zu tun. Aber ich will, dass meine Kinder, ebenso wie eure, Bescheid wissen.

Dieses Buch erkundet die vielen seltsamen und widerlichen Arten und Weisen unserer gegenwärtigen Welt, ihre Zuneigung für tote Juden zu bekunden. Ich hoffe, ihr werdet es ebenso verstörend finden wie ich.

Dezember 2020